



Uwe Helmut Grave

# Mister Fitzgerald

Ist da wer?

Mystery

AAVA  
VERLAG

Uwe Helmut Grave

# Mister Fitzgerald

Ist da wer?

Mystery

**Leseprobe**

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia: Treppe in den Himmel

Datei: 86999030 Urheber: Jürgen Fälchle

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2470-0

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2471-7

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2472-4

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2473-1

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



## VORWORT

Dieser Roman ist wahr.

Jedes Wort ist die Wahrheit und nichts als die reine ...

Na ja, vielleicht nicht jedes Wort, das eine oder andere Detail habe ich ein klein wenig ausgeschmückt. Wozu sonst hat mich das *Unfehlbare Phänomen* mit schriftstellerischer Erfindungsgabe ausgestattet? Das vorliegende Ergebnis ist eine Mischung aus von mir selbst Erlebtem und von mir frei Erfundenem. Aber Obacht: Die Handlung beruht zweifelsohne auf wahren Ereignissen, und ausgerechnet das, was einem beim Lesen am Erstaunlichsten erscheint, entspringt möglicherweise nicht meiner Phantasie.

Der überraschende Fund des schwarzen Buches der Bücher und dessen private Zweck-

entfremdung treffen beispielsweise zu, ebenso die damit verbundenen Text- und Zahlenübereinstimmungen, wohingegen die Darstellung der Fragwürdigen mitsamt dem ganzen Drumherum natürlich ein reines Phantasieprodukt ist (behaupte ich mal) – mit Ausnahme der Kurzauftritte des Gesichtslosen in Herrn Grabners Wohnung, im Hausflur und in der Klinik; diese Begegnungen haben wirklich stattgefunden, wobei allerdings depressionsbedingte Sinnestäuschungen seinerseits nicht auszuschließen sind. Apropos Depressionen: Das mit den Grauschleiern und dem Schlafwandeln entspricht ebenfalls den realen Geschehnissen, was auch auf die frühe Familiensterblichkeit von Herrn Grabners Angehörigen und noch so einiges mehr zutrifft.

Den *Engsten Angehörigen* habe ich mir ausgedacht, jedoch in Anlehnung an eine historisch verbrieftete Persönlichkeit, man könnte ihn daher als halb wahr anführen.

Bei den grotesken Berufsbezeichnungen habe ich mich zwar ein bisschen an der Realität

orientiert, wollte mich aber von selbiger nicht komplett vereinnahmen lassen. Schepper-Traum, nächtliches Wachklopfen sowie die seltsamen Heimkomm-Geräusche in der Diele waren wiederum real.

Nun ja, was Herrn Grabners Blick hinüber auf die andere Seite betrifft ... darüber schweige ich mich an dieser Stelle lieber aus. Nur soviel: Es ist dort gar nicht so übel.

Legt man also das Mischverhältnis *Wahrheit : Phantasie* auf eine Goldwaage, überwiegt ein bisschen die Wahrheit, trotz zahlreicher Hinzudichtungen. Man kann somit mit Fug und Recht behaupten:

Dieser Roman ist wahr. Basta! Oder wie Mister Fitzgerald zu sagen pflegt: Pasta mit Pesto!

*Der Autor*

*U.H.G.*

## ANSTELLE DES PROLOGS:

*Eine Szene mitten aus der Handlung gerissen*

„Bist du bereit? Gut, dann können wir sie jetzt befragen. Wir machen es wie immer: Du stellst ihnen die Frage, ich lese ihre Antwort vor.“

„Wollen wir uns wirklich mit einem derart profanen Anliegen an sie wenden, Liebes? Ich möchte sie ungern erzürnen.“

„Wenn sie dir nicht antworten wollen, werden sie uns dies schon kundtun – so wie immer, wenn sie keine Lust haben, sich mit unseren Alltagsproblemchen zu befassen. Dann erwidern sie irgendetwas Nichtssagendes: *Die Kinder Abrahams sind Isaak und Ismael* oder so was in der Art. Nun mach schon! Schlag das schwarze Buch irgendwo auf und deute mit geschlossenen Augen auf eine beliebige Textstelle.“

„Ja, ja, ich weiß, wie es funktioniert – obwohl ich mich selbst nach all den Jahren manchmal frage, ob es sich nicht nur um zufällige Übereinstimmungen handelt. Also: Wir wollen am 19. September verreisen und haben uns für das Landhotel *Ratskeller* entschieden. Ist diese Entscheidung richtig?“

„Na, jetzt bin ich aber gespannt. Das Hotelprospekt macht einen überaus vertrauenerweckenden Eindruck, aber man weiß ja nie.

*Verlasst euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen: Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel!*

Jeremia, das siebte Kapitel, Vers vier.

Das ist eindeutig! ›Tempel‹ steht als Synonym für ›Hotel‹, und mit den Lügen ist ganz offensichtlich das Werbeprospekt gemeint.“

„Unmöglich. Schau dir doch die herrlichen Fotos an. In diesem Hotel sind wir gut aufgehoben, das habe ich im Gefühl. Am besten, ich frage sie noch einmal, sie müssen sich irren.“



„Lass das lieber bleiben, du könntest sie verärgern, wenn du an ihnen zweifelst.“

„Ach was! Buch zuklappen, Augen schließen. Seid ihr euch auch ganz sicher? Buch wieder aufschlagen, Finger drauf. Und?“

„Der neunzehnte Psalm, Vers neun:

*Die Befehle des Herrn sind richtig.*

Genügt dir das als Beweis, mein Lieber?“

„Aber das Hotel scheint wirklich ideal zu sein. Vielleicht ist doch alles nur Zufall und unsere Befragungen sind lediglich eine unschuldige Spielerei zum Zeitvertreib.“

„Ungläubiger Thomas! Wann wollen wir verreisen? Am 19.9. – fällt jetzt endlich der Groschen?“

„Neunzehnter Psalm, neunter Vers ... du hast Recht, das kann unmöglich ein Zufall sein. Wir sollten die Warnung beherzigen! Wirf das Prospekt weg. Wir wählen ein anderes Hotel und befragen sie dann erneut.“

„Aber nicht sofort. Du weißt doch, dass sie es nicht mögen, wenn wir ihnen mehr als ein bis

zwei Fragen stellen. Wir müssen jetzt erst einmal eine geraume Weile abwarten, so war es bisher immer. Ansonsten funktioniert das Ganze nicht.“

„Ja, auch in diesem Punkt hast du sicherlich Recht.“

„Natürlich habe ich das. Ehefrauen haben immer Recht. Und solltest du das anzweifeln, weißt du ja, wen du fragen kannst.“

# Das erste Kapitel dieses Buches

I.

Anno Domini 2015

15. Januar

Zwei kräftige Männer sind nötig, um mich auf der Bahre die Treppe herunterzutragen. Sie atmen schwer. Kein Wunder, immerhin wiege ich knapp einhundert Kilo.

Bahre – das hört sich an, als sei ich bereits tot. Bin ich aber nicht. Noch nicht.

Gemeint ist vielmehr eine Tragbahre, eine (Achtung, es folgt eine bürokratisch klingende Definition!) insbesondere beim Rettungsdienst verwendete Vorrichtung, auf der nicht gehfähige Personen von A nach B transportiert werden; dieser Vorgang erfolgt zumeist im Liegen.

Ich liege nicht, sondern hocke auf einer Art Sitzgestell. Selbständig hätte ich die Stufen

nicht bewältigen können, denn meine Beine und meine Atemorgane funktionierten nur noch unzulänglich, weshalb die beiden freundlichen Sanitäter ihre Bemühungen, mich während meiner Gehversuche zu stützen, gleich wieder aufgegeben hatten.

Während man mich die Treppe hinabträgt, blicke ich meine Frau an, die vor unserer Wohnungstür steht, und wir winken uns zum Abschied zu.

Spontan kommen mir zwei Worte in den Sinn, die häufig auf den Schleifen von Grabkränzen verwendet werden:

*Letzter Gruß.*

Auch WER ist anwesend. Er beugt sich lässig über das Treppengeländer und schaut zu mir herab. Zumindest glaube ich, dass er schaut – denn er hat ja kein Gesicht!

Während ich ins Rettungsfahrzeug verladen werde, bombardiert mich die sichtlich besorgte Notärztin mit Fragen und Vorwürfen. Ich höre ihr in meiner Grauschleier-Welt kaum

zu; meine Antworten kommen eher mechanisch, wie auswendig gelernt.

Die Gegenwart versinkt und ich tauche mit meinen Gedanken ein Stück hinab in die Vergangenheit. Vergebens versuche ich, die zurückliegenden Ereignisse irgendwie in eine geordnete Reihenfolge zu bringen, doch sie wollen einfach nicht stillstehen und springen wie verschreckte Eichhörnchen hin und her, unfähig, ihren Ausgangspunkt zu finden.

Aber irgendwann muss das alles doch einmal begonnen haben ...

Ein neugieriger Passant bleibt auf dem Bürgersteig stehen und stiert mich an wie einen Außerirdischen. Er futtert irgendetwas. Ich kann nichts Genaues erkennen, allerdings steigt mir der Geruch von Salamipizza in die Nase.

Pizza? Da war doch was ...

II.

Anno Domini 2014

## Mitte März

„Pizza mit Pilzen!“

Herr Grabner, seinerzeit knapp 59 Jahre alt, schnaufte ungehalten in den Telefonhörer.

„Ich hatte unmissverständlich eine pilzfreie Gemüsepizza bestellt, aber die, die man mir servierte, war von Champignons regelrecht zugепflastert! Hätte ich geahnt, dass uns der Fabrikboss in ein sizilianisches Lokal mit stocktauben Kellnern verschleppt, wäre ich im Hotel geblieben – obwohl es dort ebenfalls kaum auszuhalten war, man konnte in der Enge des Zimmers ja kaum atmen.“

Sein langjähriger gleichaltriger Freund Huckleberry, der in der Konservenbüchsen-Etiketten-Fabrik nicht nur für die Anfertigung von Skriptkonstruktionen zuständig war, sondern vor allem für die Einhaltung der Termine – seine vertraglich verbriefte Berufsbezeichnung lautete daher Terminator und

nicht Konstrukteur –, reagierte gelassen auf die Jammerorgie.

„Lästere nicht über den Boss, immerhin finanziert er einen nicht unerheblichen Teil unseres Lebensunterhalts.“

„Ebenso finanzieren wir einen nicht unerheblichen Teil *seines* Lebensunterhalts“, konterte Herr Grabner, „wenn nicht sogar den ganzen. Dass der Etiketten-Verkauf floriert, ist ausschließlich der Verdienst der Etikettenvorderseiten-Graphiker und der Etikettenrückseiten-Beschrifter. Unser kleines, aber effektives Beschrifter-Team arbeitet seit fast fünfzehn Jahren unter hohem Leistungs- und Termindruck an diversen literarischen Projekten. Und womit? Mit Erfolg. Aber wie dankt es uns der Boss?“

Huckleberry, ein Kerl wie eine zwei Meter große Fichte, blieb ihm die Antwort nicht schuldig.

„Beispielsweise indem er in jedem zweiten Jahr eine kostspielige Gedankenaustausch-

konferenz einberuft, auf der die an der Etikettenrückseiten-Produktion beteiligten Beschrifteter ihrer Phantasie freien Lauf lassen und nach Feierabend in gemütlicher Runde miteinander kommunizieren können.“

„Pah, von wegen kostspielig!“, erwiderte Herr Grabner und kratzte sich am Kopf, wie immer, wenn er unruhig war; früher hatten sich darauf noch viele Haare befunden, heute klaffte in der Mitte ein Loch. „Der Boss wird von Mal zu Mal knickriger. Einst fanden die Konferenzen in einem ansprechenden Ambiente statt: gemütliche Hotels mit geräumigen Zimmern in einer anheimelnden Umgebung, nicht zu vergessen das abendliche Drei-Gänge-Menü. Davon konnten wir kürzlich, bei unserer Zusammenkunft Ende Februar, nur noch träumen. Ein kleines Zimmer mit engem Bad in einer schmuddeligen Seitenstraße und hinterher ging es ab in eine überfüllte Pizzeria, wo man den Gästen gegen ihren ausdrücklichen Willen Pizza mit Pilzen



aufnötigt – die größte Geschmacksverirrung seit Käsekuchen mit Rosinen.“

„Der Kellner hat dich missverstanden, so etwas kann ja mal vorkommen, so wie du immer nuschelst“, entgegnete sein Telefongesprächspartner ungerührt. „Und was das Hotel mit den winzigen Zimmern angeht: Der Boss hat lediglich berücksichtigt, dass du seit eurer letzten Begegnung über fünfundzwanzig Kilo abgespeckt hast, weshalb er insbesondere das schmale Badezimmer spontan deiner ›athletischen Figur‹ angepasst hat. – Na siehste, jetzt lachste wieder!“

So ähnlich spielten sich ihre Telefonate des Öfteren ab. Sowohl im Berufsleben als auch im Privatbereich schaffte es der stets ruhig und gelassen agierende Huckleberry immer wieder aufs Neue, Herrn Grabner, der manchmal dazu neigte, störende Kleinigkeiten gleich zur Weltkatastrophe zu deklarieren, aus dem Jammertal auf den Gipfel des Frohsinns zu befördern (nötigenfalls mit einem

kräftigen verbalen Tritt), ganz egal, worüber er sich echauffierte. *Positiv denken* – diese Parole wurde oft und gern von selbsternannten Lebensberatern verwendet. Huckleberry gebrauchte die beiden Worte nie, aber er lebte danach.

*Gibt es überhaupt irgendwas, das einen Fels wie ihn seelisch erschüttern kann?*, fragte sich Herr Grabner, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte.

### III.

Anno Domini 2014

Anfang Mai

Am 4. Mai 2014 lag jenes Telefonat zwischen Herrn Grabner und seinem Freund Huckleberry bereits einige Wochen zurück. Es war Weltlachttag, der stets am ersten Sonntag im Mai stattfindet.

Zum Lachen war Herrn Grabner allerdings nicht zumute. Sein vier Jahre älterer Bruder

feierte zwar seinen dreiundsechzigsten Geburtstag, was eigentlich ein Grund zur Freude wäre, aber leider wusste Herr Grabner nicht, unter welcher Adresse diese Feier stattfand.

Der Bruder war nämlich vor achteinhalb Monaten mit Zweiundsechzig nach einer Operation verstorben. Man hatte ihn übers Wochenende aus der Klinik entlassen. Daheim war er des Nachts erwacht und wollte, warum auch immer, nach nebenan ins Arbeitszimmer gehen – als er plötzlich tot umfiel. Sein Herz hatte den Operationsstress nicht verkraftet.

Ein gnadenvoller Tod, genaugenommen, zumindest allemal besser als in der Klinik zu sterben.

Die männlichen Mitglieder von Herrn Grabners Familie wurden nie sonderlich alt. Seinen herzkranken Vater hatte es mit Einundsiebzig erwischt. Angesichts seiner eigenen Herzprobleme und denen seines Bruders schätzte Herr Grabner, dass sein Todesalter wohl ir-

gendwo zwischen Zweiundsechzig und Einundsiebzig liegen würde, und er peilte schon mal „optimistisch“ die Sechsendsechzig an.

#### IV.

Anno Domini 2014

Ende Februar

Schon auf der Gedankenaustauschkonferenz hatte der etwas hypochondrische Herr Grabner offen über seine voraussichtlich „vorzeitige Abberufung ins Jenseits“ gesprochen, woraufhin ihn Huckleberry seufzend gefragt hatte:

„Warum bist du schon wieder so pessimistisch? Das mit deinem Bruder letztes Jahr war ein bedauerliches Unglück. Du hingegen kannst durchaus Achtzig, Neunzig oder noch älter werden. Angesichts der enormen Fortschritte in der heutigen Medizinforschung spielen Familien-Gene nur eine untergeordnete

te Rolle. Erkrankungen kann niemand verhindern, aber man kann erfolgreich dagegen ankämpfen.“

Huckleberry wusste, wovon er redete, denn er hatte vor einiger Zeit den Krebs besiegt, und zwar, davon war er fest überzeugt, gründlich, mit rigorosen Mitteln, die eine langanhaltende Wirkung erzeugten.

„Die feigen Angreifer wurden mit Stumpf und Stiel ausgerottet.“ So drückte er es am Konferenztisch kämpferisch aus und in seiner Stimme schwang nicht der Hauch eines Zweifels mit. „Ich dulde nämlich keine fremden Leute in meinem Körper.“

Nach getaner Tagesarbeit setzten sich die Etiketten-Beschrifter und ihr Terminator des Abends gemütlich beisammen; sie ertrugen sogar den überaus gewöhnungsbedürftigen Fabrikboss in ihrer Runde, schließlich bezahlte er Speis und Trank. Was machte es da schon, dass der kleinwüchsige, unförmige Achtundachtzigjährige zwar Etiketten her-

stellte, aber nur wenig von Etikette hielt? Er war ein Prahlhans, dessen obskure Weltanschauung nur noch von seinem rüden Benehmen übertroffen wurde, doch darüber sahen alle großzügig hinweg. Man musste ihn einfach gern haben, sonst schmiss er einen raus.

Sein einziger menschlicher Zug war der generelle Verzicht auf militaristische Etikettenrückseiten-Texte. Als Jungspund hatte er die Schrecken des Krieges hautnah miterlebt, weshalb er auf patriotische Darstellungen heldenhafter Soldaten weitgehend verzichtete, so etwas war ihm verpönt.

Der Boss war nicht nur der Boss, er nannte sich auch so, was einen Familiennamen überflüssig machte. Der Werbeslogan seiner Firma lautete: „Etiketten von Boss – hat jede Büchse!“

Wirklich jede? Wohl kaum, denn er musste sich den Markt für die Konservenbüchsen-

Etikettenherstellung mit zahlreichen Konkurrenten teilen.

Viele seiner Mitbewerber beschränkten sich allerdings darauf, die Vorderseiten der Etiketten von Graphikern gestalten zu lassen und verzichteten gänzlich auf die Rückseitenbeschriftung, ja, sie klebten die Etiketten sogar fest, sodass man sie nicht ablösen konnte. Genau das unterschied die locker befestigten Boss-Etiketten von der breiten Masse, weshalb sie bei Konserven-Vertreibern überaus beliebt waren. Für zahlreiche Büchsenkäufer gehörte der rückseitige Lesestoff zum Essen einfach mit dazu.

Huckleberry ließ sich auf besagter Konferenz Speisen, Whisky und Zigarren schmecken wie eh und je, und wäre da nicht sein kümmerlicher Schnurrbart gewesen, der sich hartnäckig weigerte, in schnurgerader Linie nachzuwachsen und sich wieder zu früherer Pracht zu entwickeln, hätte man ihm seine lang an-

haltende Krankheitsphase und den stressigen Heilprozess überhaupt nicht angesehen.

„Ich habe noch keine Lust zu sterben“, sagte er mit fröhlicher Miene und sein Blick richtete sich auf Herrn Grabner, „und dir verbiete ich, vorzeitig ins Gras zu beißen, verstanden?“

Herr Grabner nickte stumm. Manche Anweisungen befolgte man nur allzu gern.

Seine Herzerkrankung nahm sich gegen das, was sein Freund in den vergangenen Monaten durchgestanden und bewältigt hatte, wie ein harmloses Wehwehchen aus und er schämte sich fast, ihn damit überhaupt behelligt zu haben – zumal sich sein Gesundheitszustand in den vergangenen Monaten erheblich gebessert hatte. Herr Grabner fühlte sich auf dieser Konferenz fitter denn je, schließlich hatte er inzwischen enorm abgenommen. Wozu sich also weiter den Kopf übers Sterben zerbrechen?



## V.

Anno Domini 2012 bis 2015

Zwei Jahre vor der legendären Februar-Konferenz, so um seinen siebenundfünfzigsten Geburtstag herum, hatte Herr Grabner erste Herzstiche verspürt, tagelang. Damals hatte er fast einhundert Kilo gewogen. Aus Angst vor dem Tod hatte er daraufhin eine Veränderung seines bisherigen Lotterlebens eingeleitet.

Einfach frei nach Herzenslust drauflosfressen und -saufen, damit sollte von nun an Schluss sein! Er bog gesundheitlich auf die Erfolgspur ein und fuhr langsam, aber konsequent darauf weiter.

Die Einschränkung des Alkohols bis fast auf null Promille und eine gesündere Ernährungsweise sowie mehr Bewegung führten dann peu à peu zu einer Gewichtsabnahme von fünfundzwanzig Kilo.

Und das alles ohne Diäten! Und ohne ärztliche Hilfe! Einzig und allein mit purer Willenskraft und sehr viel Geduld. Darauf war er sehr stolz.

Sein vier Jahre älterer Bruder, der zu jener Zeit ebenfalls mit Herzproblemen und diversen Folgekrankheiten zu kämpfen hatte, beschritt derweil einen gänzlich anderen Weg: weiter essen und trinken wie bisher und ansonsten auf die medizinische Kunst vertrauen, auf Medikamente und Operationen.

Nach dessen plötzlichem Tod im August 2013 verstärkte Herr Grabner seine Anstrengungen noch.

Sein deutlich sichtbarer Erfolg – die überschüssigen Kilos hatten sich quasi in Luft aufgelöst – erfüllte ihn mit selbstgerechter Arroganz. Er fing an, sich über dicke Menschen lustig zu machen. Was war denn nur los mit all diesen Schwachköpfen? Warum machten sie es nicht wie er? Sie brauchten doch nur seinem leuchtenden Vorbild zu folgen.

Hochmut war laut Bibel eine Todsünde. Gottes Strafe traf ihn mit voller mystischer Kraft ...!

Mitte November 2014 wog Herr Grabner wieder einhundert Kilo und ging am Stock.

Im Dezember schaffte er sich dann einen Rollator an.

Als er sich Anfang 2015 auch damit nicht mehr fortbewegen konnte, nicht einmal innerhalb der Wohnung von Zimmer zu Zimmer, rief seine Frau den Rettungswagen.

Die Notärztin schüttelte angesichts seines desolaten Zustands fassungslos den Kopf und ordnete an, ihn umgehend in die Klinik zu transportieren. Weil er nicht mehr eigenständig laufen konnte, mussten ihn die Rettungssanitäter auf einer Sitzbahre die breite Wendeltreppe heruntertragen.

## Das zweite Kapitel dieses Buches

### I.

Anno Domini 1991

Unwetter mit Blitz und Donner hatten Herrn Ehmcke mit ck noch nie sonderlich beeindruckt.

„Weit oben am Himmel tobt sich ein unartiges kleines Kind aus“, hatte der mehrfache Familienvater seinem ängstlichen Nachwuchs früher immer erzählt. „Erst wenn man ihm tüchtig den Arsch versohlt hat, scheint wieder die Sonne.“

Heute ließ das „Kindverprügeln“ allerdings auf sich warten. Es krachte, blitzte und die Scheibenwischer seines VW-Käfers, ein Relikt mit unbequemen Sitzen, von dem sich der schlaksige Rentner trotz seiner eingerosteten Knochengelenke einfach nicht trennen moch-

te, kamen gegen die herabströmenden Wassermaßen nicht mehr an. Land unter!

„Mist, gequirlder!“, fluchte Herr Ehmcke mit ck, der sich auf einer ländlichen Spazierfahrt befand.

Unter diesen Umständen blieb ihm nichts anderes übrig, als das Fahrzeug an den Rand der Landstraße zu lenken, um dort das Ende des Unwetters abzuwarten.

Tatenlos. Geduldig. Ruhig und still dasitzend.

Aber genau das hasste er über alle Maßen. Von allen ungeduldigen Menschen auf diesem Planeten war er gewissermaßen der Anführer. Einzig und allein seine Exfrau war noch ungeduldiger als er, was früher zu so manchem Zoff geführt hatte.

Sie hätte jetzt garantiert mit ihm geschimpft (als ob er etwas fürs Wetter konnte), doch seit der Scheidung war es bedeutend ruhiger im Käfer. Leider auch einsamer.

Herrn Ehmckes Ehemalige wohnte gemeinsam mit ihrem neuen Partner, einem albanischen Balletttänzer, in einem Heim für Betreutes Wohnen in Berlin, zumindest war ihm das von gemeinsamen Bekannten so erzählt worden. So recht glauben mochte er das nicht. Wie sollte das funktionieren, wusste doch jeder, dass alle Balletttänzer schwul waren.

Er hielt unter einer Buche, stellte den Motor aus und die Warnblinkanlage an. Letzteres war zwar unnötig, weil sich auf dieser wenig befahrenen Abkürzungsstrecke kein weiterer Autofahrer befand, aber manchmal passierten die seltsamsten Unfälle und bevor man sich's versah, war man tot.

Inmitten des tosenden Ungemachs ausgerechnet auf eine Buche zu stoßen, empfand Herr Ehmcke mit ck als echten Glücksfall, schließlich lautete die goldene Volksmundregel für Gewitter:

*Eichen sollst du weichen, und die Weiden sollst du meiden; zu den Fichten flieh mitnichten, doch die Buchen musst du suchen.*

Wissenschaftler behaupteten zwar, dies sei alles Quatsch und man solle bei Gewitter grundsätzlich jeden Baum meiden ...

*... aber was wissen diese Eierköpfe schon?*, dachte Herr Ehmcke mit ck, lächelte verschmitzt und steckte sich eine selbstgedrehte Filterlose an.

Nachdem er aufgeraucht hatte, ließ der Regen allmählich nach. Herr Ehmcke mit ck stieg aus, ein wenig umständlich, denn er war kein Jungspund mehr, um am Baum ein kleines Geschäft zu verrichten. Leider hatte sich dort bereits vor ihm jemand erleichtert, weshalb er in eine tierische Hinterlassenschaft trat.

„Mistköter!“, schimpfte er und wischte die Sohle im feuchten Gras ab.

Obwohl der Köttel ebenso gut von einem anderen Tier hätte stammen können, war Herr Ehmcke mit ck überzeugt, dass ein heimtücki-

scher Hund der Täter war, in dieser Hinsicht hielt er sich für einen Experten. Wann immer irgendwo ein Häufchen auf der Straße oder auf der Wiese lag, erwischte er es mit zielsicherer Genauigkeit.

Dank des Regens war die Luft hell und klar. Leicht tröpfelte es vom Himmel und aus Herrn Ehmckes Schniedel.

„Mistprostata, gequirlte!“, knurrte er. „Ich hätte sie längst entfernen lassen sollen!“

Oder hatte er das bereits getan? Bei der Vielzahl seiner Klinikaufenthalte verlor er allmählich den Überblick.

Ab und zu zuckte noch ein Blitz, begleitet von einem fernen dumpfen Grollen; offensichtlich zog das Gewitter grummelnd ab.

Wäre Herr Ehmcke mit ck jetzt weitergefahren, wäre ihm nichts zugestoßen, denn im Inneren eines Auto war man bei Unwettern verhältnismäßig sicher. Doch anstatt einzusteigen, entzündete er eine weitere Selbstgedrehte, lehnte sich gemächlich an den Bu-



chenstamm und blies kleine Rauchwölkchen in die feucht wabernde Luft.

Herr Ehmcke mit ck genoss jeden Zug an seiner filterlosen Zigarette, während er zu den dunklen Wolken hinaufblickte, wo sich ein einzelner Sonnenstrahl seinen Weg ins Freie bahnte.

„Ist das Leben nicht schön?“, kam es leise über seine Lippen – ein ungewohnter Satz für einen Misanthropen wie ihn. „So stelle ich mir den Genuss meiner letzte Zigarette vor. Danach kann man mich dann getrost einsargen, mit dem Gesicht nach unten, damit mich all die Heuchler an meinem Grab besser am Arsch lecken können.“

Ein Blitz schoss herab. Der kurz darauf folgende, laut krachende Donner klang wie ein letztes Aufbäumen des Gewitters, fast wie ein Abschiedsgruß.

Herr Ehmcke mit ck nahm das himmlische Lebewohl nicht mehr wahr, denn der Blitz hatte ihn innerhalb einer Sekunde getötet.

## II.

Anno Domini 2015

27. Januar

### Mister Fitzgerald unter Anklage Das Wort hat der Staatsanwalt der Fragwür- digen

*Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.*

Diese sieben Worte bilden den Auftakt einer umfangreichen religiösen Textsammlung, die selbst Nichtchristen und sogar Andersgläubigen ein Begriff ist. Die Rede ist von der Bibel, von den Sterblichen auch Buch der Bücher genannt.

Im Nachfolgenden beziehe ich mich ausschließlich auf ein ganz spezielles Einzelexemplar mit einer rabenschwarzen Außenhülle, das wir unserem Schützling Herrn Grabner Mitte der Siebziger Jahre zuspielten. Davor hatte das „Buchtelefon“ (so wurde es von je-

nem Schützling genannt, der es zuletzt innegehabt hatte) mehrmals den Besitzer gewechselt, je nachdem, wen wir dafür auserkoren hatten.

Von nun an sollte es Herrn Grabner gehören – und später auch seiner Ehefrau, aber die hatte er zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht kennengelernt, sie war damals noch minderjährig.

Ich bitte die hier versammelten Alteingesessenen um Vergebung dafür, dass ich so tief in die Kiste des Vergangenen greife, doch zum besseren Verständnis möchte ich die dramatischen Geschehnisse von Anfang an aufrollen. Immerhin geht es bei dieser Verhandlung um den Ausschluss Mister Fitzgeralds aus dem edlen Kreis der Fragwürdigen – eventuell sogar um seine komplette Auslöschung, ein erschütterndes Ereignis, das in der Geschichte unserer Hunderte von Jahren währenden Existenz bisher noch nie vorgekommen ist, weil es normalerweise kein Fragwürdiger

wagt, gegen die *Zehn kosmischen Gebote* des *Unfehlbaren Phänomens* zu verstoßen, schon gar nicht in solch einem gravierenden Umfang.

Zurück zu Herrn Grabner. Der damals Zweiundzwanzigjährige arbeitete gelegentlich als Hilfskraft für einen korpulenten Despoten, der Nachlassräumungen durchführte. Das lief stets so ab:

Ein Sterblicher stirbt. Seine Seele überschreitet die Bannlinie zum Reich der Verblichenen, seine leere Hülle wird abtransportiert. Die Hinterbliebenen nehmen die Wertsachen des Toten an sich und überlassen das, was übrig bleibt, einer Räumungsfirma. Deren Chef verwertet alles Brauchbare, vorwiegend noch halbwegs gut erhaltene Möbel, und wirft den Rest auf den Müll – besser gesagt, er lässt werfen, denn derlei harte Arbeit erledigen selbstverständlich die Hilfskräfte.

Unter diesem Restmüll entdeckte Herr Grabner eines Tages unser mystisches Geschenk an

ihn: ein dickes schwarzes Buch, in etwa Din-a-5-Größe, mit dem goldenen Aufdruck: *Die Heilige Schrift*.

Er vermutete, der Despot habe die bereits leicht zerfledderte, aber sicherlich nicht gänzlich wertlose Bibel übersehen. Herr Grabner ließ den Band unter seiner Arbeitsjacke verschwinden, wobei er sich einredete (wir können ja bekanntlich die Gedanken unserer Schützlinge lesen), es würde sich dabei nicht um einen Diebstahl, sondern um den letzten Wunsch des verstorbenen Bibel-Vorbesitzers handeln.

„Möglicherweise haben göttliche Mächte dafür gesorgt, dass ich dieses kirchliche Fundstück entdecke“, murmelte er und lag damit gar nicht einmal so falsch.

Allerdings bevorzugen wir bekanntlich die Bezeichnung Fragwürdige – die, die würdig sind, befragt zu werden. Die Sterblichen nennen uns Engel, das kann man gerade noch so durchgehen lassen. Aber göttliche Mächte?

Nein, das wäre wohl ein wenig zu hoch gegriffen. Diese Etikette steht nur dem *Unfehlbaren Phänomen* zu.

### III.

Anno Domini irgendwann

Mit einem gewissen Abscheu schaute Werner Wolf auf das Chaos im oberen Zugabteil, wohlwissend, dass es im Abteil darunter auch nicht besser aussah. Überall verstreuten sich die leeren Bierflaschen und -kästen und es stank nach Bier und Urin.

Wenigstens hatten die Jungs (und die paar Mädels, die sich nicht zu schade waren, mit zugehörnten Fußballfans auf Sauf tour zu gehen und die nichts dagegen hatten, dass ab und zu einer dieser Vollpforten ihre Titten oder ihren Arsch begrabbelte) diesmal nicht die Sitzbänke aufgeschlitzt. Trotzdem würde es bei der Ankunft in Hannover wieder einmal Mordsärger mit den Bullen geben, die sie

am Bahnhof erwarteten, um die übelsten Rowdys auszusortieren – was in diesem Fall auf so ziemlich jeden hier im Waggon zutreffen dürfte, wobei Wolf nicht einmal sich selbst ausnehmen konnte. Das Spiel „Hannover gegen Schlag-mich-tot“, wie sie es scherzhaft nannten, konnten sie demnach alle vergessen; man würde die gesamte Fan-Wagenladung wieder postwendend nach dorthin zurückschicken, wo sie hergekommen war, und wer sich weigerte, umzukehren, landete halt in der Ausnüchterungszelle.

Peine und Vöhrum hatten sie inzwischen hinter sich gelassen, als Nächstes wurde Hämelerwald angekündigt. Der Zug hielt, zahlreiche Leute stiegen aus. Die Einsteigenden suchten nach kurzer Inspektion vorsichtshalber die anderen Waggon auf, in die sich bereits alle sonstigen Fahrgäste zurückgezogen hatten. Dieser Waggon hier gehörte somit allein den Chaoten; sie hatten ihn zwar nicht gemietet, aber erobert.

Wolf erblickte durchs Fenster eine alte Frau, die einen Bahnhofsmülleimer nach weggeworfenen Pfandflaschen durchstöberte – und ihm kam blitzartig eine Idee.

„Ja, das könnte funktionieren“, überlegte der Dreißigjährige laut, „vorausgesetzt, es machen alle mit.“

Der Doppeldeckerzug fuhr an und Wolf machte sich eilig auf den Weg von einem vollgesoffenen Fan zum anderen. Ihm blieben nur sieben Minuten, um die nötige Überzeugungsarbeit zu leisten und die Aktion in die Gänge zu bringen. Glücklicherweise war er auch in angesäuertem Zustand überaus redigewandt, das brachte sein derzeitiger Beruf als Anlageberater mit sich.

\*

Weinberger stieß einen leisen Fluch aus. Was für ein gottverdammter Scheißtag! Mittlerweile hatte er im Lehrter Zentrum beinahe jeden



Mülleimer nach Pfandflaschen abgesucht, war aber so gut wie gar nicht fündig geworden.

Früher wäre der knapp Sechzigjährige nie auf den Gedanken gekommen, sich von dem zu ernähren, was andere wegwarfen, doch seit er seine Arbeit verloren hatte, war er gezwungen, ungewöhnliche Wege zu gehen. Die paar Mark vom Arbeitsamt reichten hinten und vorn nicht, schließlich hatte er Familie. Wenn es ihm wenigstens gelingen würde, einen kleinen Nebenjob zu ergattern – aber Fehlanzeige.

„Wie tief werde ich wohl noch abrutschen?“, murmelte er kaum hörbar. „Zum Schnorren auf dem Bahnhof fehlt mir leider das Talent.“

*Der Bahnhof!*, schoss es ihm durch den Kopf. Dort hatte er heute noch nicht gesucht.

Wenig später klapperte er systematisch sämtliche Bahnsteige ab, wobei er nicht nur in die Mülleimer schaute, sondern in jede Ecke. Nicht selten benahmen sich die ein- und aussteigenden Passagiere wie Schweine. Daheim

würde es ihnen niemals einfallen, das eigene Wohnzimmer zuzusuhlen, doch auf einem Bahnhof hatten viele keine Skrupel, ihren Müll einfach irgendwo hinzuschmeißen – darunter auch die eine oder andere Glas- oder Plastikflasche und auf die hatte Weinberger es abgesehen.

Auf Bahnsteig eins wurde er gleich doppelt fündig. Eine Flasche für fünfzehn Cent und eine für fünfundzwanzig Cent verschwanden in dem großen gelben Sack, den er mit sich führte.

Den hinter ihm einfahrenden Zug Richtung Hannover beachtete er nicht.

Jemand sprang aus dem Gefährt und näherte sich ihm eiligen Schrittes. Der junge Mann, der ein Fußballtrikot trug und zwei Fahnen hatte – die eines Fanclubs plus eine mächtige Alkoholfahne –, stellte einen Bierkasten mit leeren Flaschen neben ihm ab.

„Happy Birthday!“, scherzte er, obwohl Weinberger gar nicht Geburtstag hatte (und

wenn, dann hätte der Fremde dies unmöglich wissen können).

Weitere alkoholisierte Männer folgten mit weiteren Bierkästen und weiteren Sprüchen. Einige hatten leere Schnapsflaschen bei sich, die sie neben den Kästen in Reih und Glied aufstellten.

Nach einer kurzen Aufenthaltsdauer von zwei Minuten fuhr der Zug weiter und Weinberger stand inmitten mehrerer unterschiedlich hoher Bierkästen-Türme. Jeder Kasten war voll – leer waren nur die Flaschen.

Weinberger schaute sich nach einem Gepäckwagen für den Abtransport um. Für die Pfandflaschen würde er im nahegelegenen Zentrum bestimmt Abnehmer finden, und die Schnapspullen wollte er zum Glascontainer bringen, quasi als Dankeschön für das unerwartete Geschenk.

Wie hieß es doch? Man soll den Tag nicht vor dem Abend verfluchen.

\*

Auf dem Hauptbahnhof Hannover staunte die Polizei nicht schlecht. Mit Sorge hatte man eine fürs Randalieren und Anzetteln von Schlägereien berüchtigte Fanggruppe erwartet – aber die Männer und Frauen, die soeben den Zug verließen, wirkten zwar stark angeheitert, doch sie verhielten sich halbwegs friedlich, wenn man einmal vom dem infernalisches Brüllen absah, das sie sporadisch von sich gaben, wobei die meisten den Namen ihrer Fußballmannschaft grölten.

Selbst gegen die stichprobenhaften Ausweiskontrollen sträubten sie sich nicht.

Im Waggon, den sie benutzt hatten, stank es zwar wie in einer Mischung aus Kneipe und Klo, doch im Großen und Ganzen bot sich den Beamten ein aufgeräumter Anblick. Sämtliche Abfälle hatte man lieblos, vermutlich in aller Eile, in unmittelbarer Nähe der sichtlich überfüllten Müllboxen aufgeschichtet.

Und das Seltsamste: Obwohl die kontrollierten Fans zweifelsohne voll wie Hacke waren, befand sich kein einziger Bierkasten im Waggon, ja, nicht einmal eine einzelne Flasche.

\*

Auf dem Weg zum Stadion erntete Werner Wolf jede Menge Schulterklopper für seine „geile Idee“.

„Die Gesichter der doofen Bullen waren unübertrefflich!“, lobte ihn ein Fan, während ein anderer klarstellte: „Das schreit aber nicht nach Wiederholung, kapiert? Beim nächsten Mal gibt es wieder die übliche Randalie, damit die wackeren Uniformträger wissen, wo es langgeht.“

Wolf nickte nur. Er fühlte sich gut, denn er hatte plötzlich das Gefühl, etwas ganz Wichtiges getan zu haben – vielleicht sogar das Wichtigste in seinem Leben.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)